



Dr. Josef Reichholf
(*1945)

Die sieben wichtigsten Punkte in meinem Leben

Für mich war es ein Glücksfall, zur rechten Zeit am passenden Ort geboren worden zu sein, nämlich im niederbayerischen Inntal mit seinen Auwäldern, Stauseen und Wasservögeln. Davon geprägt, studierte ich ab 1965 Biologie, Chemie, Geographie und Tropenmedizin an der Universität München und promovierte 1969 in Zoologie. Auf mein Betreiben hin kam 1972 die „Vogelfreistätte Unterer Inn“ zustande und wurde als Ramsar-Gebiet zu einem bayerisch-österreichischen „Feuchtgebiet von Internationaler Bedeutung“ und „Europareservat“ von rund 50 Flusskilometern Länge weiterentwickelt.

Das Jahr in Brasilien, das mir die Studienstiftung des Deutschen Volkes im Anschluss an meine Promotion für 1970 gewährte, eröffnete die globale Dimension des Naturschutzes mit dichter Folge weiterer Erfahrungen in Afrika, Asien und Australien sowie auf ozeanischen Inseln.

Berufung in die Kommission für Ökologie der Internationalen Naturschutzunion (IUCN).

Mein Engagement für den Schutz des tropischen Regenwaldes kam zustande, als ich mit eigenen Augen sah, wie Tropenwälder niedergebrannt werden, um Futtermittel für das Stallvieh in Europa zu erzeugen.

Galapagos, die Seychellen und Indien machten klar, dass Jagd und Verfolgung die Scheu der größeren Tiere bei uns verursachen und diese nicht etwa naturgegeben ist.

Parallel dazu Tätigkeiten in Vorstand und wissenschaftlichen Beiräten von Bund Naturschutz, Landesbund für Vogelschutz in Bayern und weiteren Organisationen sowie im Präsidium des WWF Deutschland. Umfangreiche Lehrtätigkeit an beiden Münchener Universitäten; ab 1985 als HonorarProfessor für Naturschutz an der Technischen Universität München. Ende 1991 Begleitung des damaligen deutschen Umweltministers Klaus Töpfer auf einer Reise nach Indonesien, Australien und Neuseeland zur Vorbereitung des Erdgipfels von Rio 1992. Aufgrund der Einblicke in die regionale und globale Umweltpolitik zunehmend kritischere Distanz zur Ideologisierung der Ökologie sowie zum „Verbotnaturschutz“.

Die Überwindung der Trennung von Mensch und Natur und die Wiedergewinnung von Freude an der Natur wurden mir ein großes Anliegen.

Neben einem Schmetterlingsnetz und einem Paar Gummistiefeln zierten Bücher über Bücher den Arbeitsplatz, den Josef Reichholf sechsunddreißig Jahre lang in der Zoologischen Staatssammlung in München innehatte. 32 Buchtitel stammen von ihm selbst, manche wurden in über ein Dutzend Sprachen übersetzt und wieder und wieder aufgelegt. Sie sind so geschrieben, dass sie auch einem breiten Publikum originell und unterhaltsam komplexe Inhalte vermitteln können: Dass nicht Knappheit, sondern Überfluss die Evolution weiterbringt, dass wir Menschen schon lange mit Klimaveränderungen leben oder dass es in Städten längst mehr Artenvielfalt gibt als auf dem Land, wo die Bauern so großflächig ackern und so viel düngen, dass einige wenige nährstoffliebende Pflanzen die übrigen verdrängt haben – und die dazugehörigen Tiere gleich mit. Der Niederbayer ist gefragter Gast in Radio und Fernsehen, weltweit zu Vor-

trügen unterwegs, und die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung hat ihm für seine wissenschaftliche Prosa den Sigmund-Freud-Preis verliehen. Aber im Interview für die „NaturschutzGeschichte(n)“ erwähnt er das alles nicht einmal. Nach seinen größten Erfolgen gefragt nennt er erstens, es als Jugendlicher erreicht zu haben, dass die Stauseen am Unteren Inn unter Naturschutz gestellt wurden, und zweitens seine Naturschutzvorlesung an der Technischen Universität München von 1977 bis 2008. Seine akademischen Lehrer, in den USA geschult, hätten ihm die Freude daran vermittelt, erzählt er, eigene Positionen in konstruktiven, aber knallharten Diskussionen zu prüfen und bei Irrtum zu revidieren. Das würde der Zoologe und Evolutionsbiologe auch gerne im Naturschutz generell vorfinden und wird nicht müde, auf entsprechende Irrtümer hinzuweisen. Zum Beispiel dass man die Zeit zurückdrehen und Wandel aufhalten könne. Stattdessen gelte es, Wandel als Chance zu nutzen, auch bei Fluss-Umbauten oder Autobahnbau.

Was hat Sie dazu gebracht, sich für den Schutz der Natur einzusetzen?

Schlicht und einfach die Begeisterung für die Natur. Ich erlebte sie von Kindheit an in den Auen am Inn, und so war es für mich selbstverständlich, dass ich mich für den Schutz der Natur engagiere.

Inwieweit waren Ihnen Ihre Eltern Vorbilder?

Mein Vater ist im Krieg kurz vor meiner Geburt gefallen. Meine Mutter, Kriegerwitwe, war mit ihrer kranken Mutter beschäftigt – und froh, wenn der Sohn, der in den Innauen herumstreifte, dann abends, mitunter auch später abends, doch wieder heil zurückkam. Ich habe im Alter von 17 Jahren meinen ersten öffentlichen Vortrag gehalten in Braunau zum Schutz der Vogelwelt der Stauseen am Unteren Inn. Damals war mir das schon wichtig aus den Erfahrungen heraus, dass an den Stauseen noch gejagt wurde. Seidenreihler und Fischadler wurden abgeschossen. Da war mir klar, dass sich hier etwas ändern musste. In den 60er und frühen 70er Jahren habe ich um

das große Naturschutzgebiet Stauseen am Unteren Inn gekämpft. Erfolgreich! Das ist dann tatsächlich sowohl von der österreichischen als auch von der bayerisch-deutschen Seite zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Die Kraftwerksgesellschaften als Betreiber waren sehr dafür. Ausgesprochen hilfreich. Und das war so ein Erlebnis, zu dem man sich selber sagt: „Du kannst etwas erreichen. Wenn du nur mit dem entsprechenden Mut und der Ausdauer dahinter bist, dann kann man auch ein für die damaligen Begriffe großes Naturschutzgebiet bekommen.“ Immerhin erstreckt es sich über rund 40 Kilometer Flusslauf mit nur geringfügigen Unterbrechungen. Und es hat sich bis heute bewährt. Nun brütet sogar der Seeadler an den Stauseen am Unteren Inn. Auch Seidenreihler, Nachtreihler und fast alles, was rar ist in der Wasservogelwelt Mitteleuropas, kommt dort vor.

Waren Sie da Einzelkämpfer?

Im Grunde genommen war ich ein Einzelkämpfer. Allerdings hatte ich in der „Zoologischen Gesellschaft Braunau“ eine Reihe begeisterter Mitstreiter. Es waren Leute, die bei Bedarf Exkursionen mitmachten, um Lo-



Am Stausee am Unteren Inn (Foto: privat, Mitte der 50er Jahre)



Bei der Wasservogelzählung am Inn (Foto: privat, 1967)

kalpolitikern oder den Vertretern der Innwerke zu zeigen, dass das alles tatsächlich existiert und nicht irgendwie verschrobene Meinungen von einem verrückten, jungen Ornithologen sind. Insofern war ich nicht alleine gestanden. Aber es gab keine formale Bürgerinitiative im Hintergrund, wie das heutzutage der Fall wäre.

Die Gemeinden spielten auch keine Rolle?

Die Gemeinden versuchten zu bremsen, weil die Hauptgegner die Fischerei und die Angler waren. Bei einer Veranstaltung, vielleicht der entscheidenden, in der es um dieses Naturschutzgebiet gegangen war, musste ich mit Polizeischutz, tatsächlich begleitet von einem Polizisten mit Waffe, in das Wirtshaus gebracht und dann daraus wieder entfernt werden, um zu verhindern, dass ich von den Anglern verprügelt wurde.

Warum waren die Fischer so dagegen?

Die Angler befürchteten Einschnitte in ihren Möglichkeiten, und sie haben sich auch durchgesetzt. Über Jahrzehnte wurde die Angelfischerei nicht eingeschränkt. Die Politik

war nicht in der Lage, das für ein internationales Schutzgebiet Nötige durchzudrücken. Ergebnis war, dass eigentlich kein Mensch mehr in dieses Naturschutzgebiet hinein durfte, außer man hatte eine Angelkarte. Und da die Angelvereine sehr groß waren, hatten rund 3.000 Personen völlig freien Zugang, auch die Möglichkeit, die Buchten und die unzugänglichen Stellen mit Booten zu befahren, an den Inseln anzulanden, wo die Brutplätze der Wasservögel waren. Das Gebiet war also eigentlich für die Brutzeit entwertet, weil die Angler nicht bereit waren, sich kooperativ zu verhalten. Anders bei den Jägern. Die Jagdreviere sind viel größer. Es gab fünf Revierinhaber beziehungsweise -pächter. Mit allen fünf verhandelte ich persönlich. Mit dem Ergebnis, dass freiwillig auf die Jagd im Naturschutzgebiet verzichtet wurde. Einzige Ausnahme, dagegen war auch nichts grundsätzlich einzuwenden: Im Winter wollten sie auf den Inseln Füchse jagen. Und falls ein Reh angeschossen auf die Inseln rausflüchten sollte, wollten sie das natürlich dann waidgerecht erlegen können. Das hat immer bestens geklappt mit den Jägern, weil es wenige waren. Es hat auch mit vielen Anglern gut geklappt. Aber wenn bei dieser großen Zahl 90 Prozent gutwillig sind und zehn Prozent nicht kooperativ, dann sind das immer noch 300 und damit natürlich hoffnungslos zu viele. Deswegen funktioniert der Schutz in der Brutzeit nicht. Erst als die Hochwässer manche Gebiete unzugänglich gemacht hatten, kamen Stellen zustande, wo es ruhig war, weil Angler mit dem Boot nicht mehr hinfahren konnten.

Das war während Ihres Studiums.

Ja, doch bald folgte unter dem Eindruck eines Jahres in Südamerika mit dem Pantanal in Mato Grosso und mit Amazonien der internationale Naturschutz. Da lernte ich in den 70er und 80er Jahren die Grzimek'sche Dimension des Naturschutzes kennen. Als Mitglied der Kommission für Ökologie der Internationalen Naturschutzunion (IUCN) kam ich von Australien bis Amerika fast überall hin, wo es im Naturschutz weltweite Brennpunkte gab. Im Pantanal ging es um Schutzgebiete für den Jaguar. In Zusammenarbeit mit WWF International versuchten wir, Farmer dazu zu bewegen, Viehverluste durch den Jaguar zu tolerieren und die Jaguare vertrauter zu machen, so dass sie

von Naturtouristen beobachtet werden können. Diese andere Form von Nutzung von Wildtieren wurde zunehmend attraktiver.

Und in Deutschland?

In den 70er, 80er Jahren vertiefte sich die Zusammenarbeit von Naturschutz und wissenschaftlicher Ökologie. Man versuchte, für die zu schützenden Arten, insbesondere aber für bestimmte Lebensräume, die ökologischen Vorbedingungen zu erfassen, um zu klären, was möglich ist oder was nicht geht. Da wurde anfangs natürlich einiges mit Versuch und Irrtum gemacht. Zum Beispiel war die Wiedereinbürgerung des Bibers in Bayern und auch anderswo in Mitteleuropa unter Naturschützern sehr umstritten aufgrund der Annahme – da wirkte noch das romantische Naturschutzbild nach –, unsere Bäche und Flüsse wären viel zu denaturiert. Man könne diese dem Biber gar nicht zumuten. Das Gegenteil ist eingetreten. Und da war ich auch beteiligt, durch Eindrücke, die ich bei einem Besuch in der damals ja noch existierenden DDR an der Unteren Mulde und an der Elbe zwischen Dessau und Magdeburg gewonnen hatte. Diese Flüsse waren dermaßen katastrophal verschmutzt mit Chemikalienschlamm, dass nach einem knappen Tag Exkursion im Überschwemmungsgebiet der Elbe meine Gummistiefel zerfressen waren. Die konnte ich wegwerfen. Aber dort lebten Biber. Daraus zog ich den Schluss: Wenn sie dort überleben, können sie bei uns überall leben. Mit diesem Ergebnis kam ich zurück, und es stimmte. Inzwischen leben Biber sogar mitten in München. Leider ging diese Phase, in der man gezielt versuchte, die ökologischen Grundlagen für die Existenz von Arten oder Artengemeinschaften zu erfassen, in den 90er Jahren zu Ende. Eine ideologisierte Ökologie griff um sich, die inzwischen pseudoreligiöse Züge trägt. Es kamen Schlagworte auf wie „Eingriffe in den Naturhaushalt“, „Ökosysteme, die zusammenbrechen“. Die Natur wurde wie zu Zeiten von Rousseau und den Romantikern wieder als Gegenentwurf zum Menschen dargestellt. Der Mensch ist nun der Böse, der mit seinem ökologischen Fußabdruck die Erde zertrampelt – als Ganzes und auch im konkreten Fall jedes einzelnen Menschen. Nach dieser apokalyptischen Sicht sollte der Mensch möglichst

aus der Natur herausgedrängt werden, um diese sich selbst zu überlassen.

Wie kam es zu diesem Wandel?

Das ist mir schleierhaft, aber ich denke, es steht im Zusammenhang mit der Politisierung des Naturschutzes über die Partei der Grünen. Es wurde eine Art Gegenentwurf zu politischen Zielrichtungen entwickelt, und zwar nicht am normalen Spektrum zwischen rechts und links orientiert. Darin hätten die Grünen keinen Platz gefunden. Sie mussten sich an der Natur orientieren. Mutter Natur wurde auf diese Weise idealisiert als Höheres Wesen, das vor den Eingriffen geschützt werden musste. Politisch tragfähig wurde diese Haltung, als man sich der vielen Bürgerinitiativen annahm. Zumeist ging es um die verständliche persönliche Ablehnung von Veränderungen, die sie selbst betrafen, etwa einen Autobahn- oder Flughafenbau. Was ist zum Beispiel dem Münchener Flughafen alles angedichtet worden, was er auf die Natur bezogen bewirken wird! Und genau das Gegenteil ist eingetreten. Die Verluste an Arten, an attraktiven Biotopen sind durch die Gewinne bei weitem übertroffen worden. Heutzutage müsste eigentlich der Flughafen ein Fauna-Flora-Habitat-Gelände sein. Der größte noch existierende Brutbestand des Brachvogels in Bayern lebt auf dem Münchener Flughafengelände. Nirgendwo in Bayern gibt es so viele Feldlerchen wie dort. Und vieles andere mehr, so dass die Flughafenbetreiber eher das Problem haben zu verhindern, dass zu viele Vögel auf das Flughafengelände kommen, weil es so attraktiv ist. Da ist eben sehr, sehr viel Ideologie im Hintergrund gewesen. Es ging gar nicht so sehr um die ökologischen Gesichtspunkte, sondern um die privat-egoistischen. Natürlich, um das noch mal zu betonen: Wer eine Autobahn vor die Nase gesetzt bekommt, wird dagegen sein. Dagegen zu protestieren, ist sein gutes Recht. Ganz klar! Aber das mit dem Zusammenbruch des Naturhaushaltes begründen zu wollen, ist falsch. Auf Dauer wird diese Pseudo-Ökologie dem Naturschutz schaden.

Sie ziehen eine kritische Bilanz des Naturschutzes?

In den 90er Jahren wurde klar, dass die Einschränkungen, die der Naturschutz gebracht hat in den zwei, drei



Josef Reichholf betont immer wieder, wie wichtig das unmittelbare Naturerlebnis ist. (Foto: Miki Sakamoto-Reichholf, 2012)

Jahrzehnten, die er in seiner modernen Form existiert, nicht zielführend sind. Am stärksten betroffen von den Naturschutzgesetzen und Verordnungen sind die Naturfreunde, während die eigentlichen Verursacher negativer Auswirkungen, allen voran natürlich die Landwirtschaft, aber auch andere Verursacher, nicht eingeschränkt werden konnten. Es ist geradezu grotesk, wenn Kinder keine Kaulquappen mehr großziehen dürfen, weil alle Frösche mit ihrem Laich unter Schutz stehen, und sie dadurch die Begeisterung nicht mehr entwickeln können zu sehen, wie sich das Ei entwickelt, die Kaulquappe schlüpft und sich zum Fröschlein wandelt. Oder bei den Schmetterlingen das Raupenleben, die Verpuppung, das Schlüpfen der Falter. Der Artenschutz verbietet das. Zur näheren Beschäftigung mit interessanten Tieren und Pflanzen braucht man eine Ausnahmegenehmigung. Der Naturschutz ist nicht nur über das Ziel hinausgeschossen, sondern hat einen völlig falschen Weg eingeschlagen. Er trifft die Falschen. Auch an der Universität und in der Forschung. Für Diplomarbeiten mit naturschutzbezogenen Themen sind Ausnahmegenehmigungen vonnöten, deren Einholung Wochen und Monate dauert, zumal wenn es um Naturschutzgebiete geht. Eine Angelkarte hingegen verschafft freien

Zugang zum Schutzgebiet. Absurd oder? Und ohne jeglichen Nachweis, dass sich die Aktivitäten der Naturfreunde und der Forschung negativ auf die geschützten Arten auswirken. Deren fortgesetzte Vernichtung gehört jedoch zur „ordnungsgemäßen Land- und Forstwirtschaft“. Der Naturschutz verschließt sich weitgehend vor der Tatsache, dass die Millionenstädte artenreicher als manche Naturschutzgebiete sind und draußen in der freien Natur scheue, empfindliche Arten in der Großstadt munter leben. Stattdessen wird der Artenschutz instrumentalisiert für andere Zwecke. Die bloße und oft sogar ziemlich bedeutungslose Feststellung einer „Rote-Liste-Art“ auf einer Fläche, an der aus Sicht der Allgemeinheit nötige Maßnahmen vollzogen werden sollen, genügt, die Genehmigungsverfahren höchst ungebührlich zu verzögern. Der Nachweis, dass Aufschub oder Verhinderung der Baumaßnahme tatsächlich die betreffende Art gefördert haben, braucht nicht erbracht zu werden. Die permanente Verdrängung und Vernichtung geschützter Arten durch die Landwirtschaft bleibt gänzlich unberührt von den Artenschutzbestimmungen. Das kann kein normaler Mensch nachvollziehen – und ein Naturfreund noch weniger.

Die Verbände sind eher auf die Schwächeren als Feinde gegangen, nämlich auf die Naturliebhaber, als auf die professionellen Zerstörer?

Ja, so ist es! Darin steckt der entscheidende Fehler des Naturschutzes. Die Verursacher der Artenrückgänge und der Biotopverluste sind frei gestellt von den Beschränkungen. Die Naturschutzverbände sollten endlich und mit Nachdruck fordern, dass Bestimmungen, die nachweislich nichts bewirkt haben, aufgehoben werden. Tiere und Pflanzen, die Natur – sie müssen für die Naturfreunde wieder möglichst uneingeschränkt zugänglich gemacht werden. Nur in wirklich wohl begründeten Ausnahmefällen sollte es zu Verboten kommen. Wer es aber gut heißt, dass das Land bis zu den letzten Winkeln mit Energiepflanzen angefüllt und mit einem aberwitzigen Netzwerk von Stromleitungen überzogen wird, vertritt gewiss nicht das Anliegen der Natur und der Naturfreunde. Für einen wirkungsvolleren Naturschutz brauchen wir dringend eine „Denkwende“.